

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Aber wie ist das möglich, daß er in der nämlichen Nacht zu so vielen Kindern zugleich gehen kann?“

„Der dreht sich eben flinker, als so ein langweiliger Steinerknirps“, fertigte ihn Anna unwillig ab. Er hätte ja mit seiner Fragerei den Friedli in böse Zweifel versetzen können. Ein Zeitchen schwieg er. Aber seine Wissbegier war zu munter geworden, als daß er sich so ohne weiteres ergeben hätte.

„Was wollt ihr denn eigentlich mit diesen Blättern vornehmen?“ fragte er weiter.

Frieda mußte ihn belehren: „Weißt du, die bindet die Mutter fest auf die Eier. Letztes Jahr war um Ostern alles grün, und da sammelten wir auch Kerbelblätter und Mauerfarn. Wenn dann die Eier in Zwiebelschalen gesotten sind, fischt man sie mit der Schaumkelle heraus und schält sie auseinander. Dann sind auf den braunen Schalen die Blätter als weiße Streifen und Blümchen abgebildet.“

Der Steinerbub staunte. Solche Wunderdinge gab es im Schwandhäuschen nicht. Ob er wohl auch Blätter mit heimnehmen durfte? Anna lachte ihn aus. Im Steinerhäuschen gebe es ja keine Hühner, und es sei gar nicht notwendig, daß jedermann so schöne Osterküche habe. — Daraus wurde also nichts. Und indem er mischnutig eine Handvoll Blätter ins Körbchen trug, trostete er zurück:

„Aber wenn ihr selber solche Eier zurechtmacht, was braucht ihr dann auch noch einen Osterhasen?“

„Die aus der Rüche sind halt für die Großen, und der Osterhase legt sie für die Kinder“, erklärte Frieda.

Das wußte die Neugier Friedlis und er fragte:

„Eben, wieso weiß der Osterhase immer, wie wir unsere Eier sieden? Er legt sie ja immer ganz gleichfarben und glänzend geschwärzt sind sie auch, wie die im Körbchen.“

„Ihr seid alle naseweise Schwäzer und achtet gar nicht mehr, wohin ihr tretet. Hier habt ihr auch eines der schönsten Stöcklein zerdrückt. Überhaupt ist das Körbchen voll, kommt!“ So schloß Frieda, nahm das Körbchen und ging voran. —

Der Steinerbub stapfte auch heimzu. Er sah immer noch dem Osterhasen nach. Wenn dieser für die Kinder kam, also dann auch für ihn. Daß ihm das nicht früher eingefallen war! Schnell wollte er unter dem Weidenstock hinter dem Gärtlein ein Nestchen zurechtbauen. Das sollte für den schlauen Osterhasen ein Leichtes sein, dieses zu finden. Dürres Mauergras fand er auch, und mehr als genug. Es mußten aber viele Eier darinnen Platz haben, wenn er jedem seiner Geschwister eines davon geben wollte. Das mußte ihm ein großes Staunen werden, wenn er mit dem Neste voll der schönsten Eier kam! Er hütete sein Geheimnis sorgfältig; niemand sollte vorzeitig etwas darüber erfahren. —

Am Ostermorgen schlüpfte im Steinerhäuschen schonzeitig ein Knabe aus der verrauchten Rüche ins Freie. Sorglich schloß er hinter sich die Holzfalle der Doppeltüre. Wieviel Eier es wohl sein möchten? Er schlich zum Weidenstock hinüber. — Das Nest war leer. Auf dem Gesichte des Knaben malte sich maßlose Enttäuschung und Ratlosigkeit. War auch der Osterhase nicht für alle Kinder da? Oder wußte der auch schon, daß er nur der Steinerbub und nicht der Schwandfriedli war? — Vielleicht war der Hase dieses Jahr gar nicht gekommen, auch zu Friedli nicht. Rasch entschlossen lief er die Halde hinunter, durchquerte die große Schwandhoffstatt, bog um die Speichercke und wollte gerade hinter den Johannisbeerstrauch schlüpfen. Doch ein Geräusch warnte ihn. Obwohl er mit ganz ehrlichen Absichten gekommen war, verhielt er sich sorgsam hinter der schützenden Speicherwand still, die Hände in den Hosentaschen fest verankert.

Da schritt wahrhaftig die Schwandbäuerin selbst mit einem Körbchen der Beerenbede entlang und der hohen Gartenmauer zu. Die braunen Eier im Körbchen waren seinen Späheraugen nicht entgangen. Und als er die Bäuerin

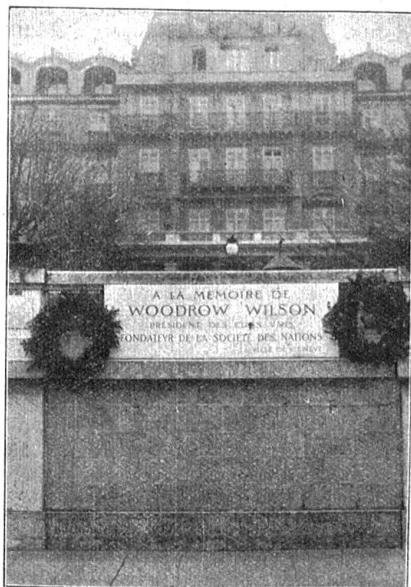
ins Haus zurückkehren sah, das leere Körbchen steil unter den linken Arm gepreßt, zog er seine vorwitzige Nase zurück und bog die Mundwinkel zu einem verschmitzten Lächeln. Er war auf seine Weise zum Entdecker geworden. Und die Entdeckung mußte für ihn so wichtig sein wie für Kolumbus das Auftauchen des Strandes von Amerika. Eine große Last war von seiner Seele gefallen. Wenn das der Osterhase war, brauchte er ihm ja keinen Augenblick zu zürnen. Erhielt er doch alle Ostern, wenn er zu Schwandfriedli ging, auch ein schönes, zwiebelgebräutes Ei von der Bäuerin. Wenn es schon nicht eine bebänderte Schale hatte, es schmeckte doch ebensogut. Einen Osterhasen, der den Steinerbub leer ausgehen ließ, gab es also nicht. Vor sich hinpfeifend und summend, stieg er bergwärts, dem Schwandhäuschen zu. Nur als er beim Weidenstock vorbei ging, warf er noch einen betrübten Seitenblick auf das Nest, das ihm die exträumte Gabe versagt hatte. Es wäre doch zu schön gewesen.

Gottfried Heß.

Aus der politischen Woche.

Karfreitagsstimmung.

In der politischen Welt herrscht gegenwärtig entschieden Karfreitagsstimmung. Vor allem in Frankreich. Der Franken fällt weiter; er steht jetzt auf fast 17 unten — letzte Woche notierte er noch 18 und 19. Der neue Finanzminister Raoul Péret hat seinen Sanierungsplan mit Mühe und Not durch die Finanzkommission hindurch vor die Kammer gebracht. Der Hauptpunkt seines Projekts ist die Bürgersteuer, die ungefähr 8 Millionen mit 25—2000 Franken treffen und das zu erwartende Defizit von rund 6 Milliarden um etwa 2 Milliarden erleichtern würde. Dazu käme eine Erhöhung der Umsatzsteuern von 1,3 auf 2 Prozent und verschiedene andere indirekte Steuern wie Taxenerhöhung bei Post, Telefon, Telegraph und Eisenbahnen, Preisaufschläge bei Monopolartikeln wie Kaffee, Tabak, Bündholzchen, Alkohol u. c. Schon angenommen sind von Kammer und Senat neue Einnahmen von zirka 1200 Millionen. Aber auch wenn die neuen Millionen vom Parlament genehmigt sind, ist für die französische Finanzarie-



Die Wilson-Gedenktafel am Völkerbundsgebäude, die von der Stadt Genf mit frischen Kränzen geschmückt wurde.

rung nicht alles gewonnen. Nun kommt erst die wichtige Frage: wie sind die neuen Steuern dem französischen Volke mündgerecht zu machen? Bekanntlich ist der Franzose ein

lässiger Steuerzahler. In keinem Lande ist die Steuerverweigerung und der Steuerbetrug so populär wie in Frankreich. Die englische Presse behauptet, Frankreich sei



Zur Leipziger Frühjahrsmesse.

Spreewälder Ammen machen für eine Korbwarenfabrik mit Kinderwagen Reklame — zweifellos eine vielbeachtete.

immer noch das reichste Land und könnte seine Schulden mit Leichtigkeit bezahlen, wenn seine Bürger zum Steuerbezahlen erzogen wären wie in England — oder sogar wie in der Schweiz. Einer offiziellen Statistik zufolge wären in ganz Frankreich bloß 363 Personen mit einem Einkommen von über 1 Million Franken — gleich 200,000 Schweizerfranken — belastet, während der kleine Kanton Baselstadt deren 57 zählt. Man wird als Wirklichkeit wohl füglich das Fünf- oder Zehnfache annehmen dürfen. Der größere Teil des französischen Einkommens versagt sich einfach dem Fiskus. Es wird noch schwere Kämpfe absezten, bis der Franzose die bittere Notwendigkeit einsieht, dem Staate geben zu müssen, was ihm gehört. Eine Lektion in dieser Hinsicht waren die Pariser Stichwahlen vom letzten Sonntag, die zwei Kommunisten zu einem Sitz in der Kammer verhalfen. Wenn auch diese zwei neuen Kommunisten zu den 26 bisherigen in der Kammer noch keinen Umsturz zu bewerkstelligen imstande sein werden, so mag doch der Wahlausgang manchem biederem Bourgeois die Zeiten der Pariser Kommune in schreckhafte Erinnerung gerufen haben. Wenn immer expropriert werden soll, dann lieber noch zugunsten eines Staates, den man selber regieren darf. Man muß in der Beurteilung der französischen Steuermoral immerhin die individualistische Denkweise des Franzosen in Rechnung stellen. Diese ist zur Stunde wohl ein schweres Hemmnis für die Lösung der Finanzkrise; aber auch eine wertvolle Garantie für den Weiterbestand der demokratischen Staatsform in Frankreich. Lieber noch die Kommunisten als die Faschisten, so lautete die Wahlparole in Paris, wo die Sozialisten und viele Radikale die kommunistischen Kandidaten unterstützten. Dies ist um so beachtenswerter, als es in Frankreich immer noch eine offizielle Royalistenpartei gibt, die gerade in diesen Tagen wieder lebhaft von sich reden macht. Eben hat sie durch den Tod des Herzogs Philipp von Orléans, des Sohnes des „Herzogs von Paris“, ihren Kronpräsidenten verloren, und da der Verstorbenen kinderlos und der letzte aus der französischen Linie des Hauses Bourbon war, müssen sie sich nach einem neuen Präsidenten der französischen

Königsidee umsehen. An Prinzen mit „legitimen“ Ansprüchen auf den französischen Thron fehlt es in Europa kaum.

In Italien feierte der Faschismus sein siebenjähriges Bestehen. Mussolini sprach in Rom und in Mailand zu seinen Schwarzhämmern in zündenden Reden. Mit dem Ende des Matteotti-Prozesses, das die erwartete Freisprechung der Mörder gebracht hat — die Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus „wegen Totschlag“ war bloß Komödie, da diese Strafe durch Amnestie und Untersuchungshaft schon getilgt ist — hat der Faschismus auch die letzten Reste einer politischen Opposition im Innern des Landes ausgelöscht. Der fascistische Staat existiert, ist wohl geprägt und innerlich festgestigt. Seine Macht ist verankert in einer straffen Gesetzgebung, die das ganze Staats- und Privatleben umfaßt: das Militär, die Beamten, die Polizei, die Presse, die Schule, die Arbeiter und das Kapital sind fest in Mussolinis Händen. Auch das Italienertum im Auslande ist in die fascistische Zwangsjacke gesteckt. Wer sich gegen das Regime in Wort und Tat vergeht, verliert Bürgerrecht und Habe. Das haben die flüchtigen Antifascisten Nitti, der ehemalige Ministerpräsident, Professor Salvemini, Dr. Donati, ehemaliger Direktor des „Popolo“, die Abgeordneten de Ambrosi, Tonello und Vacirca erfahren.

Noch nicht ganz geklärt ist das Verhältnis des fascistischen Italien zum Auslande. Man spürt deutlich, daß Mussolini sich und seinen Freunden noch eine schwer zu ertragende Zurückhaltung auferlegt. Vorläufig wird in dunklen Reden der „große Augenblick“ angedeutet. „Wartet auf das Zeichen zu neuem Schlachten“, ruft Mussolini seinen Schwarzhämmern zu — „und bereitet euch vor“. Diese Vorbereitung begreift auch die militärischen Rüstungen Italiens in sich: dreißig Divisionen, 18 Monate Dienstzeit, 2000 Flugzeuge, neue Panzerschiffe und Unterseeboote. Dieses das offizielle Programm, zur Ergänzung dazu das inoffizielle. Italien rüstet fieberhaft. Schon hat es die zweitgrößte Luftflotte. Die Tatsache gewinnt politische Bedeutung, wenn wir ihr Frankreichs Bemühungen, zu einer Abrüstung zu kommen, entgegenstellen. Painlevés Vorlage sieht die Abkürzung der Ausbildungszeit von 18 Monaten auf 16 als Vorstufe zur einjährigen Dienstzeit und Herabsetzung der Truppenmacht auf 20 Divisionen vor. Sollten diese entgegengesetzten Programme Wirklichkeit werden, dann müßte Italiens Kriegsmacht die Frankreichs in kurzem überflügelt haben. Dann dürfte für Mussolini der Augenblick gekommen sein, für Italien das Kolonialmandat zu fordern, das man ihm bisher vorenthalten hat. Seine Politik ist die, in die Wagschale der politischen Entscheidungen jeweilen die Macht zu werfen. Diese Methode hat noch immer zum Krieg geführt. Mussolinis Horoskop will aber wahr haben, daß erst das Jahr 1928 das für Mussolinis Leben entscheidende Ereignis mit sich bringen werde; die Auswirkung dieses Ereignisses indessen werde nach 1931 kommen und zwar als Katastrophe. Solange also kann der italienische Diktator Europa noch im Atem halten.

* * *

Die Leipziger Frühjahrsmesse widerspiegelte in der Verminderung der Ausstellerzahl gegen das Vorjahr um zirka 12 Prozent — sie war von 11,300 Ausstellern besichtigt — die deutsche Wirtschaftskrise. Zwar blieb das Bild das gewohnte: Die Straßen sind gefüllt von Hunderttausenden von Messebesuchern, die Leipzig zweimal im Jahr für kurze Zeit in ein lebendiges Völkermuseum verwandeln. Den Höhepunkt des Messebetriebes bildet am ersten Messesonntag für das Auge die Petersstraße, in der durch einen riesigen Menschenstrom die Reklameträger in geschmacsvollen aber auch grotesken Vermummungen auf und ab wandeln. Die originellsten Einfälle der Reklametechnik kommen hier zur Geltung. Die Reklame der Kinderwagenindustrie, wie sie unsere Abbildung zeigt, hat den Vorteil, daß sie unmittelbar verstanden wird und keines Schriftkommentars bedarf.

-ch-